



Andrea Riedl | München

geb. 1984, Dr. theol., Erwin Schrödinger-Auslandsstipendiatin des FWF, derzeit bei den Monumenta Germaniae Historica (MGH), München

andrea.riedl@univie.ac.at

Bis hierher und nicht weiter?!

Gedanken zum „Hier“ und „Weiter“ der Ökumene

Der Dachbegriff Ökumene hat viele Ebenen und bezeichnet unterschiedliche Realitäten oder Prozesse in Geschichte und Gegenwart der Kirche(n): Theologische, politische, spirituelle, existentielle, pädagogische, methodologische usw.* Gemeinsam ist all diesen Bereichen und den ihnen zugeordneten Betätigungsfeldern, dass es um die Art des Miteinanders, des gemeinsamen Glaubenszeugnisses der Kirchen bzw. Konfessionen und Gemeinschaften geht, die in Christus vereint, durch die Geschichte allerdings getrennt sind. Wann immer Ökumene zur Sprache kommt und zum Thema wird, sind es diese beiden Pole, innerhalb derer Bewegung und Gewichtung stattfindet – letzteres nicht selten exklusiv, indem unter Vernachlässigung des Gegenpols bewusst oder unbewusst ein Übergewicht auf der einen oder der anderen Seite geschaffen wird: Die (Über-)Betonung des Vereintseins in Christus kann im äußersten Fall zum Verwischen, ja zur Relativierung der historisch gewachsenen konfessionellen Grenzen führen; die (Über-)Betonung der Trennungen im Laufe der Kirchengeschichte kann im äußersten Fall zu Profilierungen und Schärfungen führen, die Christus als Grund und Ziel des Einheitsstrebens der Kirchen zwar nicht außer Acht lassen, die dieses Streben aber partnerlos und in sich selbst(genügsam) verwirklicht verstehen.

Ökumenische Balance

Sich zwischen diesen beiden Polen befindend, ist es oft nach beiden Seiten hin schwierig, eine ökumenische Balance zu argumentieren und darin beidem ge-

* Unterstützt durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF), Projektnummer J 4094.

recht zu werden: Dem Ist-Zustand des Getrenntseins und dem Soll-Zustand des Einsseins. Die Schwierigkeit liegt dabei meiner Erfahrung nach aber weniger darin, dass eine solche ökumenische Balance an sich schwer zu argumentieren wäre – im Gegenteil: Die vielen guten und unabdingbaren Gründe, beides im Blick zu behalten, finden sich etwa in Bezug auf aktuelle Ereignisse in den zahlreichen Dokumenten, Reden, Predigten, Gebeten und Bitten, die die Veranstaltungen und Initiativen des Reformationsjubiläums 2017 hervorgebracht haben.¹ Sie finden sich ebenso in jenen Dokumenten, die die Internationale Kommission für den theologischen Dialog zwischen der Römisch-Katholischen und der Orthodoxen Kirche in ihrer nunmehr 38-jährigen Zusammenarbeit gemeinsam publiziert hat.² Beides Genannte bespielt die binnenökumenische Ebene, auf der die Gründe für eine geforderte Balance derart selbstverständlich sind, dass sie als gegebene Basis der nächsten Schritte stillschweigend vorausgesetzt werden können. Wechselt man aber die Ebenen, dann zeigt sich deutlich, worin die oben angedeutete Schwierigkeit begründet liegt: Binnenökumenische Argumente verlieren außerhalb ihrer Ebene an Kraft und mitunter sogar an Plausibilität, weil die Voraussetzungen andere sind. Während ökumenisch engagierte, arbeitende, orientierte oder lebende Personen in der Regel darum wissen, dass Ökumene als ein Dachbegriff zu verstehen ist und dass dieses Dach nur dann hält, wenn seine tragenden Säulen Sensibilität – oder, wie es das Zweite Vatikanische Konzil formuliert: Klugheit und Geduld (UR 4) – im Umgang miteinander sind, tendieren ökumenisch unmusikalische Menschen in der Regel dazu, Sinn und Zweck der Existenz dieses Daches an sich in Frage zu stellen. Letztere sollen dem vorliegenden Beitrag als theoretische Folie zur Argumentation für die Existenzberechtigung, ja -notwendigkeit dieses Daches dienen.

Ausgangspunkt dazu sei die Reflexion einer Grenze: „Bis hierher und nicht weiter?!“ markiert eine Grenzlinie, der Ökumene als Prozess ausgesetzt ist. Für manche ist sie ein Stoppschild: Bis hierher dürfen wir gehen. Für andere ist sie eine Startlinie: Dorthin wollen wir gelangen; für die einen Abgrenzung, für die anderen Durchgang. Behandelt wird im Folgenden nicht, warum diese Grenze existiert (kirchen-/theologiegeschichtlicher oder systematischer Zugang), sondern – durchaus unter Rückgriff auf Beispiele aus der Geschichte der Ökumene – inwiefern sie für das ökumenische „Hier“ auf der einen und das ökumenische

1 Für Deutschland bzw. den deutschen Sprachraum vgl. die Zusammenschau und Analyse von J. Oeldemann, *Ökumene nach 2017 ... auf dem Weg zur Einheit?* (Blickpunkt Ökumene, Bd. 1). Paderborn 2018.

2 Vgl. dazu die *Dokumente wachsender Übereinstimmung* (DwÜ), das Standardwerk zur Dokumentation der Ergebnisse interkonfessioneller Gespräche auf Weltebene, erschienen in bisher vier Bänden. Die Texte des orthodox-katholischen Dialogs in chronologischer Reihenfolge bis zum *Dokument von Ravenna* (2007) sind ebenfalls publiziert in PRO ORIENTE u.a. (Hrsg.), *Dokumente des offiziellen orthodox-katholischen Dialogs (1980–2010)*. Wien 2010. Die Ergebnisse der 11.–14. Vollversammlung (Paphos 2009; Wien 2012; Amman 2014; Chieti 2016) finden sich u.a. online unter URL: <https://www.pro-orient.at/?site=st20140724102759> (Stand: 25.09.2018).

„Weiter“ auf der anderen Seite von Relevanz ist bzw. fruchtbar gemacht werden kann. Die Beschaffenheit dieser Grenze wird anhand ihres Verlaufs innerhalb dreier Themenbereiche charakterisiert, die als Idee, als Postulat oder schlicht als Schlagwort in der Ökumene allgegenwärtig sind und die es hier konkret und durchaus aus einem persönlichen Blickwinkel zu füllen gilt: Als (Mit-)Begründung einer ökumenischen Balance unter dem Dach der Ökumene, um so die „ökumenische Zwischenzeit auf dem Weg zur Einheit“³ nach Kräften gestaltend zu überbrücken.

Wann ist Einheit?

Einheit ist dreifach-konzentrisch um einen Formalakt angeordnet: Vorbereitung, Rezeption und Beziehungsarbeit. Das gilt für die heutigen ökumenischen Bemühungen, dieses Schema lässt sich aber auch dort in der Kirchengeschichte beobachten, wo Unionen der *Oikoumene*, d.h. des in seinem Selbstverständnis ganzen christlichen Erdkreises, stattgefunden haben.

Beginnen wir mit einigen Überlegungen zum zentralen Formalakt, der Einheit als Basis – oder besser: als Fluchtpunkt – konstituiert. Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt, dass Einheit auf unterschiedliche Weise beschlossen, bekundet und gefeiert wurde: Durch das Signieren einer Unionsbulle durch alle Beteiligten und damit durch eine formale Verpflichtung vor wechselseitigen Zeugen, die feierlich promulgiert wurde (Union von Florenz 1439); oder durch das Setzen der Unterschrift eines Vertragspartners unter das (im Wortlaut nunmehr idente) Glaubensbekenntnis bzw. durch das Sprechen desselben in der gemeinsam gefeierten Liturgie (Union von Lyon 1274)⁴. Der Aufhänger oder Rahmen war in beiden Fällen ein Konzil, das den Ansprüchen, ein Ökumenisches Konzil zu sein, einmal weniger (Zweites Konzil von Lyon 1274), einmal mehr (Konzil von Ferrara-Florenz 1438/39) gerecht wurde.⁵ Auf den jeweiligen Formalakt hingeeordnet fanden mehr (Florenz) oder weniger (Lyon) ausführliche theologische und diplomatische Vorbereitungen statt, außerdem Überlegungen binnenkirchlicher bzw. -kirchenpolitischer, finanzieller und methodologischer Natur. Vom jeweiligen Formalakt ausgehend kam der Rezeptionsprozess in Gang als Bemühen um Kommunikation, Verbreitung und Implementierung des gemeinsam Erreichten:

3 M. Scheuer, *Christus-Gedächtnis im Geist*, in: W. Rees (Hrsg.), *Ökumene. Kirchenrechtliche Aspekte* (Kirchenrechtliche Bibliothek, Bd. 13). Wien – Berlin 2014, 21–31, hier: 27; vgl. auch K. Kard. Koch, *Aktuelle Fragen des ökumenischen Dialogs aus der Sicht des Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen*, in: Ebd., 47–65, hier: 55.

4 Die Quellenlage zu Lyon 1274, aber auch zu Florenz 1439 legt die Annahme nahe, dass in der jeweiligen Konzilsliturgie nach Bekunden der Einheit ein gegenseitiger Empfang der eucharistischen Gaben – eine *communicatio in sacris* – nicht stattgefunden hat, dass die Eucharistiegemeinschaft also nicht als Zeichen oder Vollzug der nunmehr theologisch existierenden Einheit betrachtet wurde.

5 Zur Frage der Ökumenizität von Konzilien vgl. bes. J.-H. Sieben, *Definition und Kriterien Ökumenischer Konzilien. 1. Jahrtausend*, in: AHC 40 (2008), 7–46.

Nachvollziehbar zunächst an der Biographie einzelner für die Union Engagierter, die am Geschehen beteiligt gewesen waren, dann vor allem an den Zurückweisungen und schließlich der einseitigen Aufhebung jenes Formalaktes, der in beiden Fällen Einheit konstituiert hatte (1282 und 1484 jeweils durch einen Synodalbeschluss der griechischen Kirche in Konstantinopel).

Die drei konstituierenden Elemente von Einheit – Vorbereitung, Rezeption und Beziehungsarbeit – finden sich, wie wir sehen, prominent in den beiden wichtigsten Union(sversuch)en der Kirchengeschichte präsent. Eingehendere Studien zu beiden stützen, was an dieser Stelle nur zusammenfassend angeführt werden kann: Das Scheitern eines (oder mehrerer) dieser drei Bereiche bedingt das Scheitern der Union als ganze. Wagen wir von dieser Einsicht den Sprung in die Gegenwart, so lässt sich einiges für die heutige Situation der Ökumene fruchtbar machen:

Ökumene geschieht heute auf vielen verschiedenen Ebenen: In Räten, Kommissionen, Dialoggruppen und Arbeitskreisen, offiziell und inoffiziell, in Liturgie und Gebet, in Weltkirche, Diözese und Gemeinde, an Universitäten und Schulen, familienintern, karitativ, in den sozialen Medien und Netzwerken u.v.m. Bereits dieser kleine Ausschnitt zeigt uns – durchaus in Kontrast zu den Unionen der Kirchengeschichte, die in erster Linie von Experten getragen waren⁶ – die Vielfalt nicht nur der an der Ökumene Beteiligten, sondern auch die vielen Facetten, die – mittelbar oder unmittelbar – von einer *Realisierung* von Kircheneinheit berührt, betroffen oder gar abhängig sind. Nichts davon, keine der genannten Gruppen und Initiativen macht sich überflüssig, wenn erst einmal die Einheit der Kirche durch einen wie auch immer gestalteten Formalakt beschlossen, bekundet und gefeiert sein wird. Denn: An der Art des miteinander Umgehens wird sich – nur und in erster Linie zugleich! – die Vertrauensbasis ändern, an deren tragenden Fundamenten zu arbeiten wohl allen oben genannten Personen in unserer Zeit der Vorbereitung gemeinsam ist. Bleiben werden Konflikte und Konfliktthemen, das Ausloten von Kommunikationswegen, das Ringen um die eigene Position auf der Skala von Relevanz und Wichtigkeit, Identitäts- und Grenzfragen. Ökumenische Beziehungsarbeit braucht es von daher *vor und nach* dem formalen Akt der Einheit⁷, und von der Art und Weise, wie wir jetzt – in dieser noch vergleichsweise jungen Situation eines „Ökumenischen Zeitalters“ – miteinander und mit konfliktbelasteten Themen umzu-

6 Vgl. J. Helmuth, *Die lateinischen Teilnehmer von Ferrara/Florenz*, in: AHC 22 (1990), 146–198; vgl. B. Roberg, *Das „Orientalische Problem“ auf dem Lugdunense II*, in: AHC 9 (1977), 43–66.

7 Das Modell des „differenzierten Konsenses“, dem verpflichtet u.a. 1999 prominent die *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre* (GEL) auf Weltebene zwischen dem Lutherischen Weltbund und dem Päpstlichen Einheitsrat unterzeichnet werden konnte, steht für ebendieses Programm: Eine gemeinsame Basis, die Einheit konstituiert (Konsens), auf der aufbauend bleibende Differenzen diskutiert werden, ohne diese allerdings als kirchentrennend zu qualifizieren. Vgl. dazu U. Lothar, *Art. Konsens- und Konvergenzdokumente*, in: W. Thönißen (Hrsg.), *Lexikon der Ökumene und Konfessionskunde*. Freiburg i. Br. 2007, 710–711.

gehen lernen, werden wir, so meine Überzeugung, in der Phase der Rezeption profitieren⁸, auf dass die Union nicht erneut durch das Scheitern einer der drei Bereiche gefährdet ist.

Deswegen: Die Frage *Welche Einheit wollen wir?* ist zurecht die am häufigsten gestellte Grundsatzfrage in dieser Vorbereitungszeit auf Einheit hin, denn sie betrifft nicht nur den Formalakt, sondern auch und mehr noch die drei genannten Prozesse Vorbereitung, Rezeption und Beziehungsarbeit.

Schmerz der Trennung

In einer der ersten Vorlesungen, die ich als junge Theologiestudentin zur Ökumenethematik besuchte, wurde ausführlich der „Schmerz der Trennung“ nicht nur thematisiert, sondern geradezu als moralischer Imperativ behandelt: Ohne den Schmerz, das Leiden am Trennungszustand der Kirche gebe es kein Vorankommen, weil letztlich keinen inneren Motor der Ökumene (mehr). In dieselbe Kerbe schlägt Kurt Kardinal Koch, wenn er seine im Jahr 2012 gegebene Analyse der zukünftigen ökumenischen Traktanden aus Sicht des Päpstlichen Einheitsrates mit dem persönlichen Statement beschließt, die Ökumene stehe und falle letztlich mit dem Grad oder überhaupt der Existenz des Schmerzes, den „diese zutiefst anormale Situation der Christenheit“⁹ heute noch in uns zu provozieren in der Lage sei. Ähnliches findet sich auch in der Diskussion im Vorfeld des Reformationsjubiläums 2017, ob Luthers Thesenanschlag als *pars pro toto* für die Reformation an sich Grund und Anlass zur Freude oder vielmehr zum Schmerz, zum Jubiläum oder vielmehr zur Trauerfeier sei.¹⁰

Empfinde(t) Schmerz! ist nun aber eine Aufforderung, die semantisch nur dann funktioniert, wenn sie performativ ist, d.h. wenn sich mit ihrer Äußerung zugleich jene Handlung vollzieht, die sie bezeichnet. Konsequenterweise verlangt eine solche Aufforderung *Betroffenheit*, um zu funktionieren. Ich will es mit anderen Worten umschreiben: Jemanden aus der Distanz, jemand an einer konkreten Sache Unbeteiligten aufzufordern, über eben diese Sache Schmerz zu empfinden, resultiert – je nach Beziehung zu dieser Person – entweder in aufrichtigem Mitleid, oder man gibt sich der Lächerlichkeit, bestenfalls dem

8 Zur heutigen Ökumene als „Probezeit“ vgl. v.a. H. Fries / K. Rahner, *Einigung der Kirchen – reale Möglichkeiten*, in: Karl Rahner, *Sämtliche Werke*. Bd. 27. Bearb. v. K. Kard. Lehmann u. A. Raffelt. Freiburg i. Br. u.a. 1996, 286–396; vgl. (darauf beziehend) R. Siebenrock, *Im Dienst an der Versöhnung. Vorfragen zur Situation des Ökumenismus im Zeitalter der Profilierung*, in: W. Rees, *Ökumene*, 121–138, bes. 127–131 [s. Anm. 3].

9 „Ökumene macht sich da überflüssig, wo die Trennung nicht mehr als Ärgernis, nicht mehr als Schmerz empfunden wird.“ (K. Koch, *Aktuelle Fragen*, 63 [s. Anm. 3]).

10 Zur Bezeichnung „Christusfest“ vgl. B. Rudolph, *Christusfest – Ökumenische Feiern im Jahr des Reformationsjubiläums 2017*, in: *Una Sancta* 72 (2017), 169–173; vgl. die Beiträge in Themenheft 5: *Reformationsjubiläum 2017 als Christusfest*, in: Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim 67 (2016).

Unverständnis preis. Für die Sache selbst ist damit nichts gewonnen, denn Schmerz gebiert nur, was einem nahegeht. Und noch einmal anders dargestellt: Die augenzwinkernde, an mich gestellte Frage einer befreundeten Religionslehrerin, ob denn Ökumene immer noch Thema im universitären Curriculum sei, mit dem sich zukünftige Lehrer(innen) zu befassen hätten, spiegelt zwar – in einem Schlaglicht – Desinteresse oder Irrelevanz auf Lehrer(innen)- und demnach auch auf Schüler(innen)-Ebene, allerdings wäre es fatal daraus zu schließen, dass man auf diesen Ebenen mit keinen Motoren der Ökumene (mehr) rechnen könne. Deswegen plädiere ich dafür, an die Stelle eines moralischen Imperativs den theologischen Imperativ zu setzen und glaube, damit dasselbe Ziel fassen zu können:

Für das ökumenische Denken und Agieren der Katholischen Kirche und Theologie kann die Rolle des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht hoch genug eingeschätzt werden: Ökumene wird nicht nur als ein Aufgabenbereich von Kirche genannt (und bereits das wäre vor dem Hintergrund der vorkonziliaren Ökumeneauffassung ein beachtlicher Schritt gewesen)¹¹, sondern als Denk- und Handlungsschema grundgelegt.¹² Das durch die Beziehungsgeschichte der Kirchen hindurch immer wieder herangezogene Bildschema, dass die Kirche als der Leib Christi krank sei, dass sie somit nur erheblich geschwächt erfüllen könne, wozu sie in der Welt ist, ist auf mehreren Ebenen aussagekräftig: Was durch diese Schwäche, diese Unvollkommenheit beeinträchtigt ist, ist das gemeinsame Glaubenszeugnis, gemeinsames Auftreten und Handeln, gemeinsam die Stimme zu erheben, gemeinsam ein Korrektiv nach Innen und nach Außen zu bilden, das Streiten auf gemeinsamer Basis, aber auch das Feiern auf gemeinsamer Basis, gemeinsam dem Menschen Heil zuzusagen, das uns trägt und fordert. Das *gemeinsam* schließt demnach auch ein *anerkanntes/anererkennendes Nebeneinander* aus, denn um gemeinsam all dem Angeführten zu entsprechen, müssen die Kirchen – im weitesten Sinn des Wortes! – gewillt und fähig sein, sich mit sich selbst kritisch auseinandergesetzt und Lösungen gefunden zu haben, die dem Gewicht und der Tragweite ihrer Sendung, ihrer Geschichte und ihrem je eigenen Platz in der Gegenwart gerecht werden. Dass dieses Suchen „immer noch“ anhält (um sinngemäß auf den zitierten Schulkontext zurückzukommen), ja mehr noch, dass die Agenda der zu lösenden Konfliktpunkte keine statische, sondern eine dynamische Liste ist (wie z.B. der aktuelle binnenorthodoxe Ukraine-Konflikt zwischen Moskau und Konstantinopel mit den zu erwartenden Implikationen auch auf den ökumenischen Dialog zeigt), ist besonders letztgenanntem Grund geschuldet.

11 Vgl. dazu u.a. H. Hallermann, *Rechtliche Grundlagen des ökumenischen Miteinanders. Ein Blick auf offizielle Texte und Verlautbarungen*, in: W. Rees, *Ökumene*, 67–103 [s. Anm. 3].

12 *Lumen Gentium* steht prominent für diese ökumenische Öffnung, und das Dekret über den Ökumenismus *Unitatis Redintegratio* will als Konkretisierung und Ausbuchstabierung der Kirchenkonstitution gelesen werden. Beide Dokumente in K. Rahner / H. Vorgrimler, *Kleines Konzilskompendium*. Freiburg i. Br. u.a. ³⁵2018.

Der kollektive Schmerz der Kirche durch die Wunden, die sie schwächen, muss für uns, die wir Kirche sind, im theologischen Imperativ der Suche nach Heilung, d.h. nach Einheit resultieren – so die leicht umgedeutete Zielrichtung des individuellen *Empfinde(t) Schmerz!* Denn das Pendant, jenes in der Zukunft liegende *Empfinde(t) Freude!* über die neu und wieder bestehende Kircheneinheit, wird nicht in erster Linie Betroffenheit voraussetzen, um zu funktionieren, sondern, davon bin ich überzeugt, auf neue Art und in weiten Kreisen neu betreffen.

Nähe ist keine Frage der Entfernung

Das Schaffen und Wahrnehmen von Begegnungsräumen hat – so zeigt der Blick sowohl in die (mittel)alte(rliche) als auch in die jüngere Geschichte der Ökumene – vielfach Früchte getragen: Ökumenische Dialogforen leben vom konkreten Begegnungswillen; ökumenisches Zeichensetzen auf allen Ebenen hat beinahe ausschließlich mit realer Begegnung zu tun; ökumenische Bildung wird heute dann als umfassend qualifiziert, wenn sie mit unmittelbarer Begegnung – etwa in Form von Studienaufenthalten, Exkursionen, Erkundungen und Gesprächsmöglichkeiten vor Ort usw. – einhergeht; mediale Berichterstattung sucht, wenn sie Ökumene kommuniziert, in erster Linie nach Begegnungsmomenten; die Schlagworte *einander kennenlernen* und – mehr noch – *voneinander lernen* sind in der Sprache und Welt der Förderung von Ökumene immer schon und immer noch präsent.

Das *immer schon* scheint in einer Zeit der Globalisierung, des als Normalität empfundenen Näherseins dessen, was meine Elterngeneration noch als fremde Ferne empfinden musste, und der sozialen Medien und Netzwerke nachvollziehbarer als das *immer noch*. Es stehen uns heute derart viele Informationsquellen, leistbare Reiseoptionen und Vernetzungsmöglichkeiten zur Verfügung, dass der Wert jener Art von Begegnung, wie sie die Ökumene geradezu verlangt, neu dargelegt und argumentiert werden muss: „Nähe ist keine Frage der Entfernung.“ Was derzeit als Werbeslogan der Pharmabranche mit wohl einiger marktwirtschaftlicher Sprengkraft in Deutschland kursiert¹³, darf für unsere Zwecke seines Bedeutungsreichtums wegen aus dem Kontext gerissen und als Aufhänger verwendet werden: Jene Nähe, nach der die Ökumene in kleinen Schritten und großen Sprüngen strebt, definiert sich nur zum Teil über reale oder virtuelle Geographie. Betrachtet man die rund 100-jährige Geschichte der modernen ökumenischen Bewegung unter dem Aspekt der Bedingung der Möglichkeit von Begegnung, zeigen sich deutlich und auf vielen Ebenen die Auswirkungen der Globalisierung: Kommunikation verlagert, ja ändert sich zunehmend, interkon-

¹³ Es handelt sich um eine Kampagne der niederländischen Versandapotheke gegen Vor-Ort-Apotheken v.a. in Deutschland; vgl. dazu URL: <https://www.apotheke-adhoc.de/nachrichten/detail/markt/docmorris-kampagne-gegen-vor-ort-apotheken-mit-bildern-von-acc-und-wick/> (Stand: 02.10.2018).

fessionelle Begegnung wird greif- und unmittelbarer, sie geschieht auf den ersten Blick unaufgeregter und weniger exponiert. Die Chance bzw. Herausforderung der Ökumene in diesem vergleichsweise jungen Setting wird mehr und mehr die der *altera pars*, der Anwältin unter mehreren, sein: Festzustellen oder bestätigt zu sehen, dass es viele gelebte kirchliche Identitäten nebeneinander gibt, die von demselben Wurzelgrund getragen und auf dieselbe eschatologische Hoffnung hin ausgerichtet sind, provoziert die Unumgänglichkeit, sich zu dieser Situation zu verhalten. Ökumene muss von daher mit starker Stimme dort präsent sein, wo nach Antworten und Erklärungen gesucht wird, wo sich Begegnungs- und Lernorte auftun. Und sie muss sich nach Kräften gegen Vereinfachungen in alle Richtungen wehren, worin nicht nur eine Existenzberechtigung von Ökumene, sondern eine Existenznotwendigkeit begründet liegt.

Wo die Rahmenbedingungen das *einander Kennenlernen* leicht(er) gemacht haben, ist deswegen das *voneinander Lernen* noch nicht notwendigerweise gegeben. Denn sich mit dem Anderen wechselseitig lernend auseinanderzusetzen verlangt, dass man erstens selbst beheimatet und verankert ist, und dass man zweitens die Augenhöhe wahrt. Beidem ist Ökumene verpflichtet: Erstem als Spiegel, wenn es darum geht, die eigene kirchliche Heimat zu bewohnen, weil – wie in vielen anderen Bereichen auch – besonders durch das Gegenüber das Eigene klarer wird; und Zweitem als Garantin wechselseitigen respektvollen Umgangs, der bisweilen aus reicher Erfahrung das Wahre von Grenzen verlangt und den richtigen Moment erkennt, diese zu dehnen oder gar zu überschreiten.

Resümee

Wann ist Einheit? – Schmerz der Trennung – Nähe ist keine Frage der Entfernung: Unter diesen drei Leitmotiven stand der Versuch, Schlagworten aus dem ökumenischen Diskurs eine persönliche Perspektive zu geben und damit eine Grenze zu reflektieren, die diesen Diskurs auf vielen Ebenen prägt. Dass das ökumenische „Hier“ immer schon auf das ökumenische „Weiter“ ausgerichtet ist, ist der Sache nach selbstverständlich. Dass umgekehrt das ökumenische „Weiter“ wesentlich davon geprägt sein wird, wie wir heute schon miteinander umgehen, kann nicht oft genug bewusst gemacht werden.